

LEO BORN

be THRILLED



# LAUTLOSE SCHREIE

EIN MARA BILLINSKY THRILLER

Er schüttelte den Kopf.

»Das wär's für den Moment, Herr Hildebrandt. Aber wir werden Sie nachher erneut brauchen. Bitte kümmern Sie sich darum, dass wir die Aufnahmen ansehen können. Jetzt wollen wir mit Frau Svetlakova sprechen.« Mara sah erneut zu Rosen. »Kannst du das allein übernehmen?«

Verdutzt blickte er auf. »Äh. Ja, klar. Und was machst du?«

»Ich möchte mir noch einmal die Suite ganz genau anschauen.« Mara fuhr sich kurz durch ihr Haar. »Herr Hildebrandt, wo ist das Zimmer, in dem sich Frau Svetlakova aufhält?«

»Im Stockwerk von Herrn Botterons Suite. Am Ende des Flures gibt es eine Tür mit der Aufschrift ›Privat‹.«

»Dann mal los«, meinte Mara.

»Vielen Dank für alles, Herr Hildebrandt«, sagte Rosen und beeilte sich dann, Mara zu folgen, die das Büro schon verlassen hatte und den Flur Richtung Aufzug entlangmarschierte.

»Warum bist du eigentlich immer so?«, fragte er im Gehen.

»Immer *wie?*«

Der Hall ihrer Schritte wurde von einem dezent gemusterten Teppich geschluckt.

Rosen machte eine vage Geste mit der Hand. »So ... kurz angebunden.«

»Weil wir keine Zeit haben.«

»Ich meine auch eher: Warum bist du immer so hart?«

»Hart?«, wiederholte Mara spöttisch.

»Na ja, der Hoteldirektor hat ja nichts getan, und ...«

»Ich habe ihm auch nichts getan«, unterbrach sie ihn. »Ich bin nicht hart, sondern nur faktisch.«

»Faktisch?« Seine Stirn kräuselte sich.

»Was dagegen?« Sie betraten den Fahrstuhl, und die Türen schlossen sich. »Hier ist jemand gewaltsam zu Tode gekommen. Ich stelle klare Fragen. Und erwarte klare Antworten. Er ist der Hoteldirektor, kein Angehöriger. Weißt du, Rosen, Samthandschuhe stehen mir einfach nicht.«

»Das ist mir auch schon aufgefallen.« Er schmunzelte.

Die Aufzugtüren schoben sich wieder auf, und die beiden traten in den Korridor.

»Bis gleich, Rosen.« Mara hielt inne. »Und sei nicht zu *hart* bei der Befragung.« Sie lächelte frech.

Er ging auf die Stichelei nicht ein, sondern fragte: »Warum soll ich's eigentlich allein machen? Etwa weil du denkst, bei der Frau ergibt sich sowieso nichts Interessantes?«

Doch Mara war schon weitergeeilt. Kurz darauf befand sie sich wieder in der Suite, in der Reto Botteron zu Tode gekommen war. Die Kollegen der Kriminaltechnik waren weiterhin in ihre Arbeit vertieft, ruhig und konzentriert.

Mara stand da und besah sich alles eingehend.

Irgendetwas stimmte hier nicht.

Aber sie kam nicht darauf, was das sein konnte.

Sie zog ihr Smartphone aus der Jackentasche und machte Fotos aus mehreren Perspektiven, obwohl sie wusste, dass sie von den Kollegen bessere Bilder erhalten würde. Anschließend stand sie erneut da, ihre dunklen Augen auf das Szenario des Todes gerichtet. Doch ihr wollte partout nicht einfallen, was genau ihr merkwürdig vorkam.

## 6

Immer wieder dieser Traum.

Der Junge rücklings auf dem Tisch festgeschnallt. Die runden Augen. Die Angst in ihnen. Und der Mund, der sich zu einem Schrei verzerrte, zu einem verzweifelten Kreischen, das man fühlen, jedoch nicht hören konnte.

Immer wieder dieser Traum. Selbst wenn er nur mal für ein paar kurze Minuten einnickte, den Hinterkopf in den zerschlissenen Kopfkissenbezug gedrückt.

Immer wieder dieser Junge ... der allerdings für viele Kinder stand.

Um wach zu bleiben und den Schlaf fernzuhalten, schüttete er Unmengen von Cola in seinen Scotch. Oder er tigerte im Zimmer auf und ab – der schäbigsten, erbärmlichsten Behausung, in die er je einen Fuß gesetzt hatte. Aus dem Flur drangen gelegentlich Stimmen und Schritte gedämpft zu ihm. Jedes Mal, wenn er so etwas hörte, sprang er voller Panik auf oder zuckte beim Gehen nervös zusammen, den Blick auf die Tür gerichtet, als würde gleich ein Sondereinsatzkommando hereinstürmen und sich auf ihn stürzen.

Ein Bett, ein Schrank, ein uraltes Fernsehgerät, dessen Gehäuse mit Klebestreifen zusammengehalten wurde. In der Ecke ein Waschbecken, in das er pinkelte, um das Gemeinschaftsbadezimmer am Ende des Flures so selten wie möglich aufsuchen zu müssen. Genauso hatten es mit Sicherheit vor ihm schon etliche andere Gäste dieser Absteige gemacht. Jedenfalls roch das Waschbecken ekeleregend. Er hätte gern täglich geduscht, wie er es gewohnt war, aber die Nasszellen in diesem Haus waren einfach widerlich.

Von der Frau, die ihn vor Kurzem noch völlig verrückt gemacht hatte, träumte er nicht mehr. Kein einziges Mal. Auch von sonst niemandem – nur von dem Jungen. Erinnerungen an bessere Zeiten umwehten ihn ab und zu wie ein Luftzug, doch lösten sie sich rasch wieder auf. Er hatte alles verloren. Seine Vergangenheit, seine Zukunft. Das Leben war ihm zwischen den Fingern zerronnen.

Manchmal stand er für ein paar Minuten am Fenster, abgeschirmt von der Gardine, um nach draußen auf die Straße zu spähen und das Leben vorbeipulsieren zu lassen. Gegröle von Betrunkenen, Gelächter, Gekeife, die brummenden Motoren der Autos. Alles vermischte sich zu einem ständigen dumpfen Dröhnen. Und wenn er sich wieder auf die durchgelegene Matratze des Bettes fallen ließ, schlich sich von Neuem der Schlaf an, vor dem er sich mittlerweile fürchtete. Denn mit ihm kamen, wie er nur zu gut wusste, die lautlosen Schreie zu ihm zurück.

# 7

Eine Nacht des Zitterns.

Vor Kälte, vor Furcht.

Sie war siebzehn. Doch es kam ihr vor, als wäre sie uralte. Als hätte sie innerhalb kurzer Zeit so viel gesehen und so viel erlebt, dass ihr Inneres grau und verbraucht geworden war. Sie fühlte sich leer. Sie fühlte sich erschöpft, kraftlos, hoffnungslos. Und sie hatte so stark gefroren wie nie zuvor in ihrem kurzen, langen Leben. Ihre Zähne waren aufeinandergeschlagen; sie hatte es spüren und hören können. Am ganzen Leib hatte sie gezittert.

Diese Nacht würde ihr noch lange in den Knochen stecken. Falls sie denn noch lange zu leben hatte.

Zusammengekauert hatte sie gewartet, Stunde um Stunde, nur schwach verborgen von den kahlen Wintersträuchern, doch zumindest geschützt von der Dunkelheit, in die noch eine ganze Weile die gelben Strahlen der Taschenlampen hineingestoßen waren wie überdimensionierte Messerklingen.

Die menschlichen Bluthunde hatten sie nicht aufspüren können.

Jetzt kroch der Morgen heran, der mit seinem Fächer aus fahlem Licht nach und nach die Trostlosigkeit der Gegend enthüllte.

Shaqayeg spähte vorsichtig zwischen den Zweigen hindurch.

Sie entdeckte das Gebäude, von dem sie weggerannt war, ziemlich weit entfernt am Horizont. Vor Anspannung hatte sie gar nicht bemerkt, wie weit sie gelaufen war.

Shaqayegs steife, kalte Glieder schmerzten, als sie sich aufrichtete. Sie erhob sich vorsichtig, fast zögerlich, als könnte selbst jetzt noch einer der Männer aus dem Nichts auftauchen und sich auf sie stürzen. Ihr Atem tanzte in Wölkchen vor ihrem Gesicht.

Die Helligkeit trieb sie an, Schritt für Schritt. Ihr Magen, der noch in der Nacht häufiger geknurrte, blieb nun still und fühlte sich nur noch merkwürdig taub an. Weiter, immer weiter, ging sie auf die Häuser zu, deren Lichter ihr nachts aufgefallen waren.

Sie hatte sich nicht getäuscht: Es handelte sich um eine kleine Ortschaft. Der erste Orientierungspunkt, den sie wahrnahm, war ein großes Gebäude. Sie ging darauf zu und fand heraus, dass es der Bahnhof des Ortes war. Sie las das Schild, das bei den Gleisen aufgestellt war: *Nieder-Roden*. Sie vermochte das Wort nicht auszusprechen, aber sie hatte sich in den letzten Wochen mit der deutschen Sprache vertrauter machen können, mit ihrem Klang, ihrer Härte. Manchmal hatten Shaqayegs Bewacher, die Bluthunde, auch auf Englisch miteinander geredet, was sie besser verstand.

Weitere Menschen trafen am Bahnhof ein. Es wurde noch heller, auch wenn der Himmel schwer und trübe über den Dächern hing. Die anderen Leute beachteten sie nur

mit einem abwertenden Seitenblick, starrten dann durch sie hindurch, als gäbe es Shaqayeg nicht.

Auf einer digitalen Anzeige wurde eine Bahn angekündigt, die nach Frankfurt am Main fuhr. Diesen Ortsnamen kannte sie nicht nur, sie wusste auch, wie man ihn aussprach.

Die Bahn traf ein. Mit klopfendem Herzen stieg Shaqayeg ein. Sie drückte sich in eine Ecke, stand da und starrte immer wieder in alle Richtungen. Sie kam sich vor wie ein in die Ecke gedrängtes exotisches Tier. Erneut waren die Menschen darauf bedacht, sie zu ignorieren. Erst während der Fahrt kam ihr in den Sinn, dass ein Fahrkartenkontrolleur sie ansprechen könnte. Ein kalter Schreck erfasste sie. Was sollte sie dann tun? Doch es tauchte niemand auf, der ein Ticket verlangte.

Am Hauptbahnhof in Frankfurt, wo die meisten Passagiere ausstiegen, verließ auch Shaqayeg den Waggon. Mitten in der Stadt war sie, vollkommen verloren zwischen all den vorbeihastenden Körpern. Sie ging weiter, langsam, eingeschüchtert, ohne Ziel. Keiner sah sie, keiner nahm auch nur die geringste Notiz von ihr, während sie von den Eindrücken überwältigt wurde. Ihr Blick fiel auf junge Leute, alte Menschen, teuer gekleidete Passanten, arme Schlucker sowie Bettler, die an Hausecken hockten und verkrüppelte Füße präsentierten.

Sie marschierte, bis sie keinen einzigen Schritt mehr gehen konnte und die Erschöpfung wieder so übermächtig wurde wie in der Nacht zuvor. Dann ließ sie sich auf eine Bank sinken und betrachtete im Sitzen den Strom aus Menschen, der an ihr vorüberzog. Ihr Hunger kehrte zurück als kleine, wilde Bestie, die mit spitzen Zähnen in ihre Innereien biss.

Die Stunden verrannen, und sie nickte manchmal ein, ohne es recht zu merken. Dann war sie wieder auf den Beinen, nur um die Kälte in ihr ein wenig zu vertreiben. Sie trank Wasser aus einer Pfütze, ganz flink, damit es niemandem auffiel, aber die Leute starrten ohnehin an ihr vorbei. Später stieß sie auf eine halb volle Cola-Flasche, die auf dem Boden lag. Sie trank sie in einem Zug leer, und der Zucker ließ vor ihren Augen Sternchen aufblitzen, als hätte sie eine Droge zu sich genommen.

Dunkelheit senkte sich schließlich herab, überall stachen die Neonbuchstaben noch intensiver hervor, und der einsamste Tag ihres Lebens neigte sich dem Ende entgegen. Nur ein paar Straßenzüge vom Hauptbahnhof entfernt, zog sie sich in den Hauseingang eines dunklen, hässlichen Baus zurück, wo sie sich auf den kalten Boden setzte und den Rücken gegen die Wand lehnte. Ihr Blick glitt über ihre ausgelatschten Adidas-Sportschuhe, bei denen es sich bestimmt um gefälschte Ware handelte, ihre löchrigen Jeans und ihren altmodischen, abgewetzten Anorak, den sie irgendwo auf der Flucht zugesteckt bekommen hatte.

Shaqayeg meinte Tränen zu spüren, doch es kamen keine. Sie war zu ausgelaugt, um zu weinen. Sie war leer, vollkommen leer.

Zwei Schatten fielen auf sie, die sich kaum vom Rest des ohnehin dunklen Hauseingangs abhoben.

Männer. Nein, Jugendliche. Grinsende Visagen. Kapuzenjacken. Basecaps. Schwere Schnürstiefel. Einer sagte etwas zu ihr. Der andere lachte.